Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 12

Artikel: Tobelvolk [Schluss]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635894

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 23. März

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Märzeglöggli.

Von Wilhelm Hartmann. (St. Galler-Dialekt.)

Märzeglöggli! Märzeglöggli!
Häscht e wyßes Hochzigröggli,
Und e Stimmli, — nei, wie fy!
Wött, du chönnscht mys Gösli sy!
Wör scho hinecht zue-der cho;
Müescht di vo mer küsse lo!

Märzeglöggli! Märzeglöggli!
Grüeni Schueh und grüeni Söggli;
Lueg! Da stoht-der schüli guet!
Häscht e zahms, e rüebigs Bluet!
Wött mys Schätzli chönnt seb ha;
's sieng denn niemeh z'gifte-n-a!

Märzeglöggli! Märzeglöggli!
Syner as e fluumigs Klöggli!
Chönntmer di as Meitli gseh,
Mänge chiem denn zue-der he! —
Jietzt bischt halt e Blüemli chly;
's mag viellycht glych besser sy!

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Ilg. 10

(Schluß.)

Als die beiden Alten — die Base weit voran — in die Stube traten, kam auch Marei zum Vorschein. Dieser Familienrat war ihr doch nicht recht geheuer. Zu spät erkannte sie, wie unerbittlich ernst es Heinrich meinte.

„Gnad' Gott dir, wenn du wieder Dummheiten angestellt hast!" wollte sich die Base entrüstet stellen, aber Heinrich schnitt ihr ohne weiteres das Wort ab.

„Also," begann er hartnäckig, „jetzt verlang' ich, daß du vor Vater und Mutter herausrückst mit dem, was du mir, trotz aller bewiesenen Lammsgeduld, nicht hast sagen wollen. Und wenn du jetzt nicht mit der lautern Wahrheit umgehst, so schnür ich heut noch mein Bündel. Ich will nämlich bei Namen und Herkunft wissen" — wandte er sich an die erschrockenen Alten — „wer der Vater von ihrem Meitle ist und aus welchem Säckel das Geld da stammt, die sogenannte Aussteuer, von dem die Bas' behauptet, es seien Eure Ersparnisse, Vetter. Was ich aber nicht glaube!"

Der letztere setzte sich kopfschüttelnd an den Tisch, murmelte etwas von dummem Weiberpack und wischte sich am Schurz die Hände ab, während die Alte zuerst auffahren wollte, sie lasse sich nicht so als Lügnerin hinstellen. Dabei suchte sie mit Marei bedeutsame Blicke zu tauschen. Diese ging mittlerweilen zaghaft, zum Erbarmen bleich und niedergeschlagen auf ihren Liebsten zu.

„Hast du nicht vorhin gesagt, es sei mir alles vergeben und vergessen?"

„Allweg, das mein' ich auch! Denn warum? Weil's ja doch nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Darum!" trumpfte die Base auf und rückte beflissen die Tischdecke zurecht.

„Eine Minute will ich noch warten!" sagte Heinrich, der seinen Stand am offenen Fenster mit Bedacht beibehielt. Marei wurde hart und kalt zurückgestoßen, als sie es wieder mit einer Umhalsung versuchen wollte. O Gott, wenn sie an die vergangene Stunde dachte! Zu dreien saßen sie nun um den Tisch herum, ein trauriges Kleeblatt, eine jämmerliche Familie.

„Und ich mein' halt alleweil, mit der Wahrheit sei man immer noch am besten gefahren!" erklärte schließlich der Vetter nachdrücklich. „Auch wenn sie den Ohren nicht besonders wohl tut! Also mach's kurz, Maitle! Sonst muß am End' ich noch reden." Er kehrte Heinrich vor Gram den Rücken.

Doch die einzige, die aufs Haar ermessen konnte, was jetzt auf dem Spiel stand, war die Base. Sie wollte des Aufsäßigen Forderung nicht gelten lassen, weil sie dahinter nur eine schnöde Ausflucht zu wittern meinte. Plötzlich kämpfte sie mit geschliffener Waffe. Die ehemalige Zuchtmeisterin erwachte.

„Zuerst soll mir der hohe Herr jetzt sagen, warum er nicht lieber schon im Herbst so aufgetreten ist, nämlich bevor er sich mit dem Mareile eingelassen hat. Wenn er da für Pflicht und Anstand zu mir gekommen wär': Soundso,

Baſ', die Marei und ich ſind einig miteinander, aber es kränkt mich halt, daß ſie ſchon ein Kind hat — ſo hätt' ich geſagt: Gut. Dann behalten wir Alten das Würmlein. Deswegen könnt ihr zwei doch zuſammenkommen. Aber nein! Statt deſſen ging man liſtig hinterherum. Da gab's denn eine rechte Katzenhochzeit über unſern Köpfen, und kein Hahn von Gewiſſen hat danach gekräht, was einmal draus werde. Ich will nicht reden davon, daß er bis zum fünfzehnten Jahr unſer Brot gegeſſen hat, ſo gut wie die eignen Kinder. Aber fragen möcht' ich ihn, ob er ſinnt, er habe ehrlich an uns gehandelt!" Sie ſagte das merkwürdigerweiſe nicht zu Heinrich, ſondern zu ihrem Mann, indeſſen Marei das Geſicht auf den Tiſch legte und ſchluchzte.

„Was will er jetzt auf einmal in alten Geſchichten herumſtöchern? Was geht ihn der Vater vom Bertele an? Ich ſag's noch einmal — eins auf oder ab — es kann bei uns ſein, und damit punktum. Dafür ſoll er auch gegen uns handeln wie ein Chriſtenmenſch. Die Marei hat ſich gegen ihn nichts zuſchulden kommen laſſen. Dafür leg' ich die Hand ins Feuer. Sie iſt häuslich und geduldig und wird's wohl auch bleiben. So, jetzt wißt ihr, wie ich's meine. Hei, vorwärts, Alter, wir können die Arbeit nicht mit ſolchen Narreteien verſäumen."

Sie ging hinaus, weil ſie feſt an den Erfolg ihrer Beredſamkeit glaubte. Auch der Vetter ſtand auf. Was ſeine Frau geſprochen hatte, dünkte ihn nur halb gerecht. Vor allen Dingen konnte er in ſeiner Herzenseinfalt nicht einſehn, warum Heinrich, der in der Hauptſache doch verträglich war, ein zufälliger, unglücklicher Umſtand verſchwiegen werden ſollte. Die Aufklärung machte Marei weder beſſer noch ſchlechter. Darum ſprach er's jetzt ſchlicht und offen aus: „Ich bleibe bei meiner Ueberzeugung. Und wenn du's alſo durchaus wiſſen willſt: der gleiche, der unſern Großen auf dem Gewiſſen hat — alſo der hat vor zwei Jahren auch das dumme Maitle da angeſchmiert. Mehr iſt mir nicht bekannt. Tu du jetzt, was dir recht ſcheint."

Das Brautpaar war wieder allein. Aber von alledem, was Heinrich vor einer Stunde bewegte, regte ſich jetzt kein Fünklein mehr in ſeinem Innern. Leergebrannt war die Stätte. Weder legte er ſich aufs Fluchen, noch ſtellte er Marei weiter zur Rede; er wehrte ſie nicht einmal mehr ab, als er, im Begriff, den Hut zu holen, von ihr wie ein Sturm überfallen wurde. Noch weniger freilich waren ihm Worte des Troſtes gegeben, wenngleich ihm ihr entſetzliches Gebaren ins Herz ſchnitt. Gar zu grauſam hatten ihn dieſe Menſchen und verborgenen Mächte betrogen und zugrunde gerichtet.

„Sag' mir jetzt auch das andre noch aufrichtig — es kommt ja doch auf eins heraus. Hat es ſich damals im April, als der Vater einmal zum alten Stadler hinunter mußte — du ſagteſt damals nur wegen Steuern — hat es ſich da vielleicht um das Geld zu deiner Ausſteuer gehandelt?" fragte er die untröſtliche, zerriſſene Seele, zwar ohne Hohn, doch in einer Art, die jede Lüge im Keim erſticken mußte. Marei nickte denn auch zweimal bejahend mit dem Kopf, und Heinrich brach unter der Laſt all der zum Himmel ſtinkenden Schande zuſammen.

„Ja, das muß ich ſagen, wir ſind ja prächtige Hochzeitsleutchen!" ſtammelte er, ſeiner ſelbſt kaum bewußt.

„Alles aus — ich weiß, alles, alles!" ſchrie ſie immerfort.

Drunten polterte ſchon wieder das Ungetüm von Stahl und Eiſen, des ehrlichen, guten und ſchwachen Vetters Baſtian melkende Kuh, die beſtändige, zuverläſſige, ſelten fehlende Maſchine, die er weit inniger liebte als irgendein Ebenbild Gottes unter ſeinem Dache. Mochte kommen, was da wollte: mit ihr im Bunde konnte er den Satansſchlichen noch lange Trotz bieten.

— — — — — — — — — —

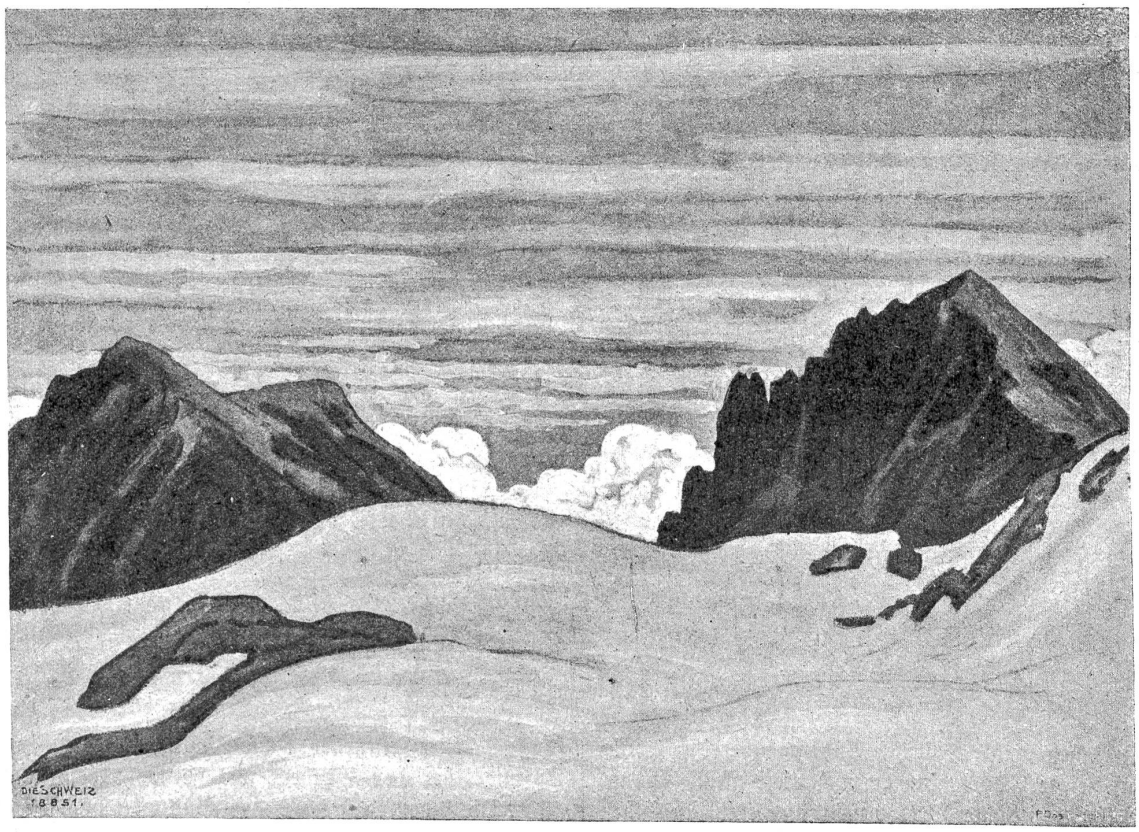
Gegen Abend lag Heinrich Anderegg neben der einſamen und ausgeräumten Hütte des Philoſophen am Waſſer und bedachte die wechſelnden Loſe, die ſein Geſchick ſeit dem Tag der Rückkehr in die Heimat für ihn gezogen hatte. Eine andre Ruhe als die der letzten Wochen war über ihn gekommen, eine durchgeiſtigte, wachſame, wie ſie — großen Entſchließungen vorangehend — den geprüften, erleuchteten Seelen eigen iſt. Er ſah jedoch nicht über den See nach der Inſel und dem goldenen Turmkreuz, ſondern ließ den Blick über Riedgras, Diſteln und Silberbüſchel gemächlich nach dem Dorf hin und auch bergan wandern. Bei jedem Haus ſuchte er ſich auf deſſen Bewohner, ihre Verhältniſſe und Eigenheiten zu beſinnen. Allein er fand keines, das ihn mehr abſchreckte als das des Vetters Baſtian.

Nun waren ja auch die „Sommervögel" wieder im Land — zum Leidweſen des Poſthalters und ſeiner Geſinnungsgenoſſen. Die Wirtſchaften hatten kantonale oder Landesflaggen gehißt, und durch die Gärten, über die Terraſſen der herrſchaftlichen Landſitze gingen hellgekleidete Damen und Herren, die ihre Zeit mit Raſenſpielen, Reiten, Baden, mit Segel- und Motorbootfahrten verbrachten. Singende Touriſten mit Rucksäcken zogen auf der Heerſtraße dahin und ſchnell nacheinander flogen die Radfahrer an ihnen vorbei. Die alle hatten es wohl recht gut. Sie konnten fröhlich ſein. Aber die zwei zerfallenen Burgen an vorſpringenden Punkten des Hügelzugs gemahnten vielleicht manche Schauluſt und Daſeinsfreude an das baldige Ende des Feſtes. Tauſend Jahre hatten ſie ausgehalten und ſeit hunderten dienten ſie nur noch Igeln, Fledermäuſen, Dohlen und Eulen zum Aufenthalt. Jedes zehnte oder zwanzigſte Jahr löſten Sturm und Regen wieder einen Block aus dem zackigen Mauerkranz und warfen ihn nach altem Geſetz und Recht hinab in den Hof, wo von ſeinesgleichen bereits eine ſtattliche Schar zerſchmettert den Erdboden drückte, Magnete für Würmer, Käfer und Engerlinge. Heinrich hatte dieſe zwei Zeugen der romantiſchen Zeit ſchon als Knabe mit Ehrfurcht betrachtet, als er noch nicht imſtande war, ſolche Ideen von Werden und Vergehn daran zu knüpfen. Sie ſtanden da in müder Abendruh', das kühle, ſchon gefärbte Licht der untergangsnahen Sonne glomm ſachte an ihrem grauen, mooſigen Geſtein empor.

„In der Heimat iſt es ſchön" —

Dieſe Empfindung wurde von all dem Schauen und Sinnen ſo übermächtig, daß ſie bald in linde Tropfen zerfloß.

„O hätte ich . . . o wäre ich" — ſeufzte die erwachende Seele. Auch des Vetters Häuschen konnte er



François Gos, Lausanne: **Ruhe.**

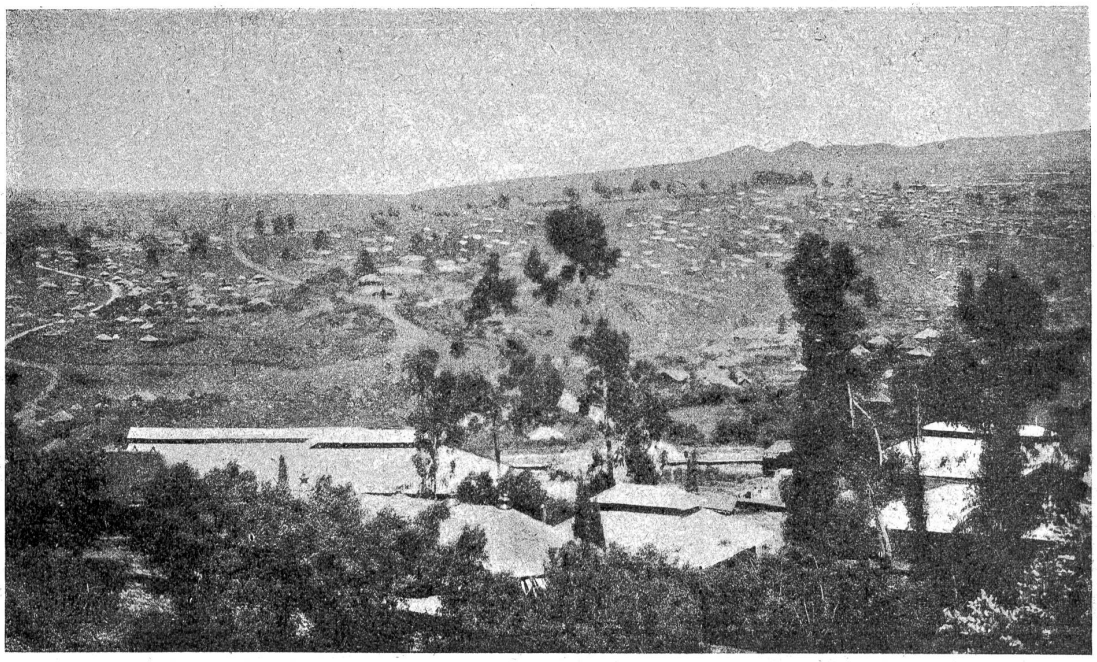
genau sehen, weil es am Rain über der Tobelmulde stand. Und als er sich jetzt aus solcher Entfernung der Menschen unter diesem Dach erinnerte, kamen ihm ihre Schmerzen und Sorgen plötzlich nicht mehr so wichtig, zwingend und bannend vor. Sein Gewissen schüttelte, rüttelte sich; ihn gelüstete allbereits nach einem scharfen Messer, unwürdige Fesseln durchzuschneiden.

In solchen Gedanken mochte er der Schritte nicht achten, die von der Seite auf ihn zukamen. Erst als der Aufbruch schon mehr einer Flucht geglichen hätte, bemerkte er die Gruppe von würdigen Männern, darunter er den alten Stadler, den Notar, den Vorsteher, den Doktor erkannte. Es war der Haldensteiner Gemeinderat, welcher in Gesellschaft der Sachverständigen eine Besichtigung vornahm. Der Plan des Kantonsrat, das Ried in bescheidene Anlagen zu verwandeln, war durchgedrungen. An Stelle der Hütte Wettsteins sollte das neue Badehaus erstehn.

Heinrich blieb ihnen abgewandt dreist im Grase liegen und tat, als seien ihm Hören und Sehen vergangen. Aber einmal erkannte er hinter sich des Vorstehers Stimme.

„Eigentlich ist es schad' um die alte Bude da. Wir hätten ja jetzt wieder einen Kumpan, der hineinpaßt!" Worauf ein unterschiedliches Gelächter zu hören war. Der seltsame Jüngling merkte wohl, wen es anging, er wußte sogar genau, daß kaum einer der Männer sich mehr die Mühe machen würde, den Hut zu lüften, falls er grüßend an ihnen vorbeiginge. Aber noch nie zuvor war ihm so bitterlich ins Bewußtsein gedrungen, daß er, längst dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen, keinen einzigen Freund mehr im Dorf hatte. Taten ihm diese Leute Recht oder Unrecht an? Er konnte es selber nicht entscheiden. Als sie in genügender Entfernung gingen, machte er sich schnell auf und davon. Vielleicht mochte er sich irgendeinen Rat, eine rettende Tat erlaufen? Doch nahm er seinen Weg wie gewohnt am Friedhof vorbei, der außerhalb des Dorfes lag, und fand sich in dessen Anblick bewogen, einzutreten in die stille Gräberstadt, dem Andenken an seinen Getreuen, den er im Tod weit herlicher lieben konnte, eine zarte Regung zu weihen. Das nur mit einem bescheidenen Sandstein gezierte Grab war durch zwei gleiche Hügel getrennt von dem der Kantonsrätin, auf dem eine umzäunte kostbare Marmorsäule auch an dieser Stätte noch den Unterschied zwischen arm und reich zur Anschauung brachte.

„Du armer Gefährte meiner Jugend, wer hätte ahnen können, daß dir deine Liebe zu mir den Hals brechen würde?" dachte Heinrich, indessen der Tau seiner Augen auf die lockere Erde fiel. „Wir mußten, Kinder noch, auseinandergehn, und das war gut, aber als Große wieder zusammenkommen, und das war unser aller Verderben!" Nein, er konnte sich nicht mehr helfen, er mußte sich über das armselige Häuflein Erde werfen, den kalten Stein umfassen, auf dem nur ein toter Name stand, und schluchzen nach Herzenslust. Die vielen „Weißt du noch?", mit denen sie in guten Stunden zusammen Kindheitswege und -taten auferweckt hatten, klangen wieder in seinem Innern. Oft genug war der gefürchtete Knabe Jörg für den zagen, schwachen Freund und Bruder in die Bresche gesprungen. Er hatte manchen Streich gerächt, den der andere empfing, und sein letzter Einstand war zugleich die erste Niederlage geworden.



Adis-Abeba, die Hauptstadt von Abessinien.

Im Aufstehen wußte Heinrich Anderegg bereits, wohin sein Kompaß zeigte. Doch ging er noch nicht gleich hinaus, hier dünkte ihn der rechte Ort zu sein, um mit sich selber Rat zu pflegen. Erst ein auf dem Kies bald vernehmlicher Schritt störte ihn auf. Mit einem umfassenden Blick nahm er einmal noch Abschied. Dann sah er sich scheu, gezwungen um und gewahrte irgendeine trauernde Frau mit einem großen Kranz in der Hand, die geradenwegs —

„Elsbeth!" entfuhr ihm ein Schreckenslaut, und doch sah er nirgends eine Möglichkeit, sich und ihr diese furchtbare Begegnung zu ersparen.

Gleich nach ihm erkannte auch die versonnen schreitende Kranzträgerin die fragwürdige Friedhofsgestalt. Ihre eine Hand griff vor Entsetzen an die Schläfe, sie blieb unverweilt, wie angewurzelt stehn, riß die Augen auf, und als er in der Absicht, bescheiden grüßend an ihr vorbeizugehn, eine Bewegung wagte, machte sie auf der Stelle kehrt und ergriff die Flucht, so schnell sie die bebenden Füße tragen wollten.

Das, lieber Gott, ihr grausamen Götter, o, das war zuviel . . . zuviel an einem Tage! Trug er ein Kainszeichen an der Stirn? War er ein toller Hund? Er lief ihr, alle Kräfte aufbietend, nach und holte sie auf halbem Weg zum Dorf ein.

„Zu Hilfe!" rief die Erschöpfte und tat noch einen verzweifelten Sprung über einen Graben, eh' sie sich gegen den Verfolger zur Wehr setzte. Ihre Miene verriet Todesfurcht, ihre Lippen und Wangen waren kreideweiß. O wie sie ihre Hände ausstreckte!

Ihm ging es zwar nicht viel besser; er hätte jedoch am liebsten vor ihren Augen eine tödliche Waffe gegen die eigene Brust gerichtet. Wodurch hatte er dieses Urteil verdient?

„Was wollen Sie noch von mir? Wie können Sie's überhaupt wagen" — rief sie ihm außer Atem schon auf fünf Schritte entgegen. Er hingegen machte nicht den Sprung über den Graben, wie sie wohl befürchtet hatte.

„Dir sagen, daß ich weder ein Lump noch ein Mörder bin!" gab er sehr ernst und mit offenem Blick zurück. „Du brauchst also, falls wir uns noch einmal begegnen, vor mir nicht davonzulaufen. Aber danken muß ich dir doch, daß du mir so deutlich gezeigt hast, wozu du mich für fähig hältst. So weit mußte es doch mit mir kommen!" Und seine aus Blindheit tauchende, scheue Seele erkannte das verlorene Paradies.

„Es ist mir leid — im ersten Schreck — — will's Gott, es war nicht so bös gemeint," stotterte sie mit niedergeschlagenen Augen. Alles Blut strömte wieder in ihr Gesicht.

„Dann möcht' ich dich nur noch um eins bitten. Magst du mir als Trost auf eine weite Reise — ich muß nämlich heut noch fort — willst du mir also noch einmal im Vertrauen die Hand geben? Getraust du dich, das zu tun?"

Wie hätte ihn Elsbeth verstehen sollen? Sie konnte sich nur denken: demnach zieht er mit seinem Gespons über Land . . . weit fort, vielleicht nach Amerika, wohin ja so viele junge arme Pärchen zielten . . . Und darum atmete sie schier erleichtert auf.

„Wenn es dir noch etwas bedeutet — dann wünsch' ich dir also von Herzen Glück. — Sie fing unter der Macht seiner ergreifenden Stimme, im Gefühl seiner Verkommenheit und einer schweren Traurigkeit, die aus seinem ganzen Wesen sprach, stark zu zittern an. Er hüben, sie drüben — so reichten sie sich zum letztenmal die Hände. Hingegen ihre Blicke trafen sich nicht mehr. Bevor er jedoch des Mädchens unbekleidete Rechte fahren ließ, kam es ihn an wie einst im Bahnwagen: er küßte sie schuldbewußt, in reiner Demut und sagte: „Leb wohl, Elsbeth, und glaub' mir, daß ich immer nur im Guten an dich denke!"

Dann ging er, nicht fragend, wohin, immer gradaus, an der Schmiede vorbei, wo die Hämmer klangen, und auf der andern Seite zum Dorf hinaus. Ihn verlangte jetzt nur noch, zu wandern bis in die tiefe Nacht hinein, sich, wenn er müde war, unter einen Baum im Freien zu betten und mit der Sonne aufzustehn zu einem neuen, besseren Tagewerk. Wie Lot vor dem brennenden Sodom, so floh Heinrich Anderegg vor dem unheilvollen Tobelhaus, und nicht ein einzig Mal schaute er zurück. Ihm war, ein Notschrei könnte ihn niederwerfen; er bangte, ein verzweifeltes Weib mit fliegendem Haar, flehend gereckten Armen und hündisch bettelnden Nachtaugen jagte hinter ihm her und breche im Staub der Straße ohnmächtig zusammen mit der Last, die er ihr aufgebürdet hatte. All seine Habe bestand in einem schlechten Gewand, Mantel und Hut, dem Wanderstab und etlichen Zehrpfennigen.

Des andern Tags, nach einer Nacht voll Heulen und Zähneklappern erhielten die Leute im Tobel Bericht von dem Flüchtling. Aber keinen Anhalt, wo sie ihn suchen konnten. Er schrieb, seine Heimkehr sei ein Unglück gewesen, sein Bleiben hätte ihn zugrunde gerichtet, doch sein Fortgang werde vielleicht ihm und ihnen noch einmal zum Segen gereichen.

Erst nach Wochen, hundert Meilen von der Heimat entfernt, erfuhr er das Ende der schwarzen Marei, die sich noch in selbiger Stunde im See ertränkte.

„Es ist halt Tobelvolk!" sagten die wohlhabenden Haldensteiner. Ende.

Minister Alfred Ilg.

Ein Lebensbild von Hans Zulliger.

Die Weltgeschichte liebt das Seltsame. Wenn man oberflächlich über ihr Geschehen hinblickt, so muß man sich oft staunend fragen, wie dies oder jenes möglich war.

Ein Schweizer Staatsminister des äthiopischen Reiches! Das ist gewiß etwas Merkwürdiges! — Und doch, wenn wir den Wurzeln des fast Unglaublichen nachgraben, so werden wir gewahr, daß kein Wunder geschah: eine seltene Energie, ein vorbildlicher Wille eroberte sich einfach den Platz an der Sonne, der ihm gebührte.

Am 30. März 1854 in Frauenfeld geboren, genoß Alfred Ilg unter seinem Stiefvater Oberst Neuweiler eine sowohl geistig als körperlich sorgfältige Erziehung. Frühzeitig zeichnete er sich in Mathematik und Zeichnen aus. Aber er war nicht bloß ein einseitig begabtes Kind. Mit großem Eifer erlernte er Französisch, Englisch und Italienisch. Als durch Zufall zwei Portugiesen nach Frauenfeld kamen, suchte er ihre Gesellschaft, um ihre Sprache auch noch erlernen zu können. Dazu leitete er ein kleines Orchester und der damals in seiner Heimatstadt als erste musikalische Persönlichkeit gefeierte Pfarrer Bummbacher machte alle Anstrengungen, daß Ilg Musik studieren sollte. Nebenbei suchte der Jüngling Erholung in körperlichen Uebungen. Er machte lange Fußwanderungen, turnte, man sah ihn als gewandten Schwimmer und in den Wintern als Schlittschuhläufer. Seine geschulte Kraft und physische Widerstandsfähigkeit sollten ihm später ebenso zustatten kommen, wie seine geistigen Vorzüge, als es dann galt, unter der glühenden Tropensonne und den nimmer enden wollenden Güssen der abessinischen Regenzeit auf langen, beschwerlichen Wanderungen und Kriegszügen standzuhalten.

Als Ilgs Stiefvater starb, hatte der Jüngling eben das Maturitätsexamen bestanden. Mit Oberst Neuweiler begrub er auch seine Pläne, die höheren Studien fortzusetzen; denn es zeigte sich, daß die Geldmittel dazu fehlten. Er wurde Mechanikerlehrling und hatte als solcher unter seinen Kameraden viel zu leiden, die ihm sein ungünstiges Geschick natürlich von Herzen gönnten.

Ilg beschloß, seinem unwürdigen Dasein ein Ende zu setzen. Er erwarb sich bei den Eltern eines Freundes ein Darlehen von 300 Franken und wandte sich an das Polytechnikum in Zürich, um Maschineningenieur zu werden. Der damalige Vorsteher Dr. Kappeler entdeckte mit seinem Verständnis das Genie Ilgs und unterstützte den strebsamen Jüngling, indem er ihm Stipendien zukommen ließ. Durch Privatstunden wußte sich der energische junge Mann weitere Mittel zu verschaffen, sodaß er seine Studien nicht zu unterbrechen brauchte und nach gutbestandenen Examen eine Anstellung bei der Firma Marcuard in Bern erhielt.

In dieser Zeit erwachte in dem kühnen Maschineningeneur der Plan, seine Kräfte in den Dienst eines großen Werkes zu stellen, auch wenn es außerhalb seines geliebten Vaterlandes sein mußte. Er machte Bekanntschaft mit Herrn Furrer von der Firma Furrer und Escher in Aden. Dieser suchte für seine Majestät den König Menelik von Schoa

Minister Alfred Ilg.